

HEYNE <

Das Buch

Januar 1938: Walter Redlich ist auf der Flucht aus Oberschlesien. In Afrika will er für seine Familie eine neue Heimat schaffen.

Im Juni des selben Jahres nehmen seine Frau Jettel und seine Tochter Regina den Zug nach Hamburg, um sich dort nach Mombasa einzuschiffen. Auf der Weiterfahrt nach Nairobi öffnen sich die Augen der fünfjährigen Regina erstmals für die Schönheit Afrikas.

Die Schicksalspunkte im Leben der Familie Redlich sind durch Zugfahrten markiert. Mit feinen Wahrnehmungen und einer berührenden Vertrautheit gelingt ihr ein zeithistorisch bedeutendes Werk.

Die Autorin

Stefanie Zweig, 1932 in Oberschlesien geboren, wanderte 1938 mit ihren Eltern nach Kenia aus und verlebte ihre Kindheit in Ostafrika. 1947 kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Die Autorin lebt heute als freie Schriftstellerin in Frankfurt. Für ihre Jugendbücher wurde sie mehrfach ausgezeichnet. Alle ihre großen Romane standen wochenlang auf den Bestsellerlisten und erreichen eine Gesamtauflage von über 6 Millionen Exemplaren. 1993 erhielt Stefanie Zweig die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. *Nirgendwo in Afrika* wurde von Charlotte Link verfilmt und erhielt 2003 den Oscar für den besten ausländischen Film.

Weitere Informationen zur Autorin und ihrem Werk finden Sie im Anschluss an den Roman.

Bei Heyne sind erschienen:

Nirgendwo in Afrika - Irgendwo in Deutschland – Doch die Träume blieben in Afrika - Und das Glück ist anderswo – Katze fürs Leben

STEFANIE ZWEIG

Nur die Liebe bleibt

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 12/2007

Copyright © 2006 by LangenMüller in der
F.A.Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Copyright © 2007 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © Frans Lanting / Corbis
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40156-5

www.heyne.de

*Erinnerungen sind Wunden,
die nie verheilen.*

LEB WOHL FÜR IMMER!

Breslau, 8. Januar 1938

»Ihr geht jetzt am besten«, sagte Walter Redlich. »Sie muss mich ja nicht abfahren sehen. Ein kurzer Abschied wird es uns allen leichter machen. Mir auf alle Fälle.«

»Mir nicht«, sagte Regina. Vater, Mutter, Großmutter und Tante schauten die Fünfjährige erschrocken an, doch keiner sagte ein Wort.

Die Bahnhofsuhr zeigte neun Uhr zweiunddreißig. Am Bahnsteig sieben wartete außer Walter und den Seinen nur eine Handvoll Reisender. Zwei Männer mit gleichen Aktentaschen und gleichen Koffern blätterten zeitgleich in kleinen schwarzen Notizbüchern. Sie redeten auffallend leise miteinander und machten den Eindruck, sie würden selbst für kurze Strecken nicht in der dritten Klasse reisen. Die Vorstellung, ihnen nach der Abfahrt nicht mehr begegnen zu müssen, erleichterte Walter.

Ein junges Ehepaar mit so umfangreichem Gepäck, wie es wohl nur Reisende ohne Furcht vor Menschen in Uniform mitzunehmen wagten, schaukelte abwechselnd ein weinendes Baby. Das Kind schaute aus einem hohen Korbwagen heraus; Walter war ganz sicher, es würde im selben Abteil landen – ganz gleich, ob der Zug voll belegt war oder halb leer. Er hatte da ein persönliches Gesetz der Serie entwickelt. Heulende Kleinkinder reis-

ten grundsätzlich im selben Abteil wie er, entweder auf dem Platz neben ihm oder gegenüber, und fast alle hatten sie das Verlangen, ihre Fingerchen an seiner Hose abzuwischen. Nur war es das erste Mal in seinem Leben, dass ihm ein schreiendes Baby als Reisegenosse viel angenehmer erschien als zwei seriöse Männer mittleren Alters. Sosehr Walter den Gedanken zu unterdrücken versuchte, erinnerten ihn deren dunkle Mäntel und ihre tief in die Stirn gezogenen Hüte an die Gestapo.

Am Ende des Bahnsteigs hatte sich eine Gruppe Halbwüchsiger formiert. Sie trugen alle die gleichen Hosen und dunkelbraune Hemden, zwar militärisch geschnitten mit Achselklappen und großen Taschen, aber nicht mit der Uniform der Hitlerjugend zu verwechseln. Trotzdem assoziierte Walter mit den schweigenden Jungen, die alle in die gleiche Richtung schauten, spontan einen Aufmarsch auf dem Leobschützer Ring. Es war ganz zu Beginn des Schreckens gewesen. Die hasserfüllten Texte der Schmählieder, die er da zum ersten Mal hörte, noch mehr jedoch der Umstand, dass Walter so manchen Jungen kannte, der nun grölend mitmarschierte und von dem er wusste, dass dessen Familie als anständig und fromm katholisch galt, hatte ihm ein für alle Mal den Glauben genommen, die Nazis würden nur ein kurzer Albtraum werden und dann für immer von der Bühne der Weltgeschichte verschwinden.

Zu seinem Erstaunen beruhigte sich Walter schneller als sonst, wenn er an die letzten fünf Jahre dachte. Für einen kurzen Moment, ehe die Scham ihn versengte, dass er Jettel und das Kind für mindestens sechs Monate in Deutschland zurückließ, belebte ihn gar der Gedanke an die Zukunft. Wenn alles nach Plan und Wunsch verlief,

würde Walter Redlich, der bis zum 30. Januar 1933 vor keinem Menschen in Deutschland Angst gehabt hatte, sich ab der österreichischen Grenze nicht mehr vor vierzehnjährigen Jungen in braunen Hemden fürchten. Auch würde er nicht mehr überlegen müssen, ob Männer mit dunklen Hüten und hochgeklapptem Mantelkragen von der Gestapo waren oder nur besonders empfindlich gegen den Ostwind im Breslauer Winter.

»Es ist doch verdammt kalt heute«, sagte er. »Meine selige Mutter hat immer gesagt, wenn man friert, muss man sich warme Gedanken machen. Hätte ich sie bloß beizeiten gefragt, wo man die herkriegt.«

»Deine Mutter muss eine kluge Frau gewesen sein«, sagte seine Schwiegermutter. »Es hätte sich gelohnt zu fragen.«

Der Minutenzeiger hatte sich um vier Striche bewegt. Kroch die Zeit, oder konnte sie fliegen? Mit zwei schwarzen Flügeln, die sich als Uhrzeiger tarnten? Der Mann mit den belegten Brötchen und dem Obst auf dem weißen Karren, der Regina so faszinierte, weil der Wagen sehr hohe Räder hatte und über der Lenkstange ein roter Luftballon schwebte, war zu einem anderen Gleis weitergezogen. Der Zeitungsverkäufer, auf den Walter gesetzt hatte, um sich zum letzten Mal mit den Zeitungen der Heimat zu versorgen, war gar nicht erst erschienen. Es war auch nur ein einziger Gepäckträger da, und die ganze Zeit waren keine Reisenden mehr dazugekommen. Also war der Rat von Heini Wolf, nach Dresden den fast immer schwach belegten Zehnuhrzug zu nehmen, genau richtig gewesen.

Walter hatte Heini erst in Breslau kennengelernt. »Du warst«, pflegte er zu sagen, »mein letztes bisschen Glück

in diesem Leben. Ein Abgesandter des Himmels. Von Gott persönlich geschickt.«

Heini war ein alter Freund von Ina Perls. Schon als junger Mann hatte er Walters Schwiegermutter verehrt, die schöne junge, gastfreundliche Witwe mit drei ebenso schönen Töchtern. Selbst als er verheiratet war, änderte sich nichts. Jeden Dienstag rückte Heini in der Breslauer Goethestraße 15 zum Abendessen an. Seitdem er vor einem Jahr überraschend Witwer geworden war, ließ er sich hin und wieder von Ina seine Sachen aufbügeln. Der graue Flanellanzug war allerdings nur ein Vorwand, um die Einsamkeit und Ängste eines Mannes zu kaschieren, der alle Entscheidungen im Leben seiner Frau überlassen hatte.

Die meisten von Heinis Freunden waren bereits ausgewandert, seine Kollegen, soweit sie jüdisch waren, ausnahmslos. Ursprünglich hatte auch Heini zu emigrieren vorgehabt; er wusste auch, wohin er wollte, und er hatte auch noch genug Geld, um sich in einem fremden Land Arbeit zu suchen, ohne sofort verdienen zu müssen. Nur hatte er nicht mehr die Energie und den Mut, sich um Visa und Bürgschaften zu kümmern. Dafür wusste er stets Bescheid, wer vor der Auswanderung stand und wohin die Leute reisten.

Heini beriet viele von ihnen. Auch solche, die es sich hätten leisten können, ihm mit Geld für sein gutes Herz und sein lebensrettendes Wissen zu danken; nun, es revanchierten sich sowieso nur die wenigsten. Als er noch in Lohn und Ansehen gestanden hatte, war Heini bei der HAPAG angestellt gewesen. Von seinem Chef wurde er den Kunden als Kapazität empfohlen, bei allen Kollegen war er gut gelitten. Auch bei denen, die ab dem

1. Februar 1933 nicht mehr mit »Guten Morgen«, sondern schon mit »Heil Hitler!« grüßten.

Der »Leitwolf«, wie Heini zu seinem Stolz schon in jungen Jahren genannt wurde – es gab noch einen Namensvetter in der Abteilung, allerdings einen sehr unbedeutenden –, war Experte für Schiffsreisen gewesen. Er kannte sich aber durch einige privat unternommene Reisen fast so gut an der italienischen Riviera aus wie im Riesengebirge oder in Brieg, woher er stammte und wo er regelmäßig seine alte Mutter besuchte. Mit der Lust der alten Tage und der Wehmut von Menschen, die auf einen Schlag ohne Perspektiven und deshalb auch ohne Ansehen sind, hatte die von der HAPAG entlassene Kapazität Heinrich Siegfried Wolf die unfreiwillige Reise des ehemaligen Leobschützer Rechtsanwalts und Notars Dr. Walter Redlich zusammengestellt. Der Berater tat dies mit jener Liebe zum Detail, der er seine Karriere verdankte. Per Bahn von Breslau nach Genua und von dort mit dem Schiff nach Mombasa. Selbstredend ohne Rückfahrchein und samt den beiden Übernachtungen, die nötig sein würden, ehe die »Ussukuma« ablegte. Sogar sechs billige Lokale in Genua, die er in seinem Berufsleben wahrlich nie empfohlen hätte, deren Namen er jedoch einmal für seinen jungen Neffen eruiert hatte, hatte er für Walter aufgeschrieben – mit der Ermahnung, den Zettel bloß nicht zu den offiziellen Reisepapieren zu legen. »Vor dem Paradies«, wusste Heini aus den Berichten derer, die dem Vaterland entkommen waren, »stehen der deutsche Zoll und seine Helfershelfer. Wer weiß, was die vermuten, wenn die sehen, dass du in Genua einen Teller Nudeln essen willst.«

»Ohne dich«, sagte Walter, »hätte ich zu Hause bleiben

müssen. Gegen mich war Hänschenklein ein Weltreisender. In den letzten fünf Jahren bin ich immer nur von Leobschütz nach Breslau gefahren. Um neun Uhr hin und zurück am nächsten Tag um fünf Uhr drei. Damit ich bei Ina noch Bratkartoffeln essen konnte. Ich kann noch nicht einmal ein Kursbuch richtig lesen. Vielleicht bringst du mir das vor der Abfahrt noch bei. Ich muss doch wenigstens ohne fremde Hilfe herausbekommen können, wann ich wo zu sein habe.«

»In Afrika wirst du kein deutsches Kursbuch mehr brauchen, mein Guter. Wenn ich mir die Lage genau begucke, wirst du überhaupt nie mehr ein deutsches Kursbuch brauchen. Wichtig für uns alle ist jetzt ja nur, dass wir den letzten Zug nicht verpassen. Augen zu und los. Komm, das haben schon ganz andere geschafft.«

Mit dem Zug, der um zehn Uhr nach Dresden abfuhr, hatte Heini langjährige Erfahrungen. »Der war nie besonders beliebt bei den Leuten«, sagt er an Walters letztem Abend in der Goethestraße. »Ich habe die Hälfte meines Berufslebens damit zugebracht, nach dem Grund zu forschen. Nun ist es allerdings für mich selbst und für die Menschen, denen ich zu helfen versuche, Gold wert zu wissen, in welchen Zügen man sich nicht wie ein Eierdieb umzugucken braucht und wo man vielleicht nicht mehr Gespenster zu sehen bekommt, als der Mensch ertragen kann.«

»Und bedankt euch noch einmal bei Heini«, sagte Walter, als ihm noch genau sechzehn Minuten und dreißig Sekunden in Breslau blieben. »Ohne ihn hätte ich wirklich ganz schön alt ausgesehen. Sagt ihm, ich wünsche ihm von Herzen alles Gute, und gib ihm einen Tritt von

mir. Er soll endlich an sich denken. Und ihr, ihr solltet jetzt wirklich gehen.«

Es kostete Walter Mühe, sich nicht sein Verlangen anmerken zu lassen, niemandem mehr Antwort geben zu müssen, keinen mehr zu trösten. Wenn ihm die Familie die letzten Minuten von seinem Schmerz erließ, brauchte er sich nicht zu zwingen, der Mann zu sein, der er nicht mehr war. Dann würde die Zeit reichen, um noch einmal auf den Bahnhofsvorplatz zu gehen und den Türmen und Bögen Lebewohl zu sagen. Und den Träumen der Jugend. Sollte Gott ihn erhört haben, würde er den Breslauer Hauptbahnhof ja nie wieder sehen.

Mit neunzehn Jahren war er das erste Mal nach Breslau gekommen. Er hatte es gar nicht abwarten können, die Universität zu sehen und sich zu immatrikulieren. Nun war er dreiunddreißig und gebrochen, ein Mann ohne Zukunft und bald auch ohne Sprache.

»Warum?«, fragte Regina, »warum sollen wir gehen? Das Baby darf doch auch bleiben?«

»Das fährt ja auch mit.«

»Ich kann doch nichts dafür, dass ich nicht mitfahren darf. Ich will ja.«

Wenn sie nörgelte, fiel Walter auf, hatte sie das gleiche Gesicht wie ihre Mutter. Und die gleiche Stimme. Er musste sich zusammennehmen, um nicht zu lächeln. Auch Abschiede hatten ihre Gebote und Rituale. Wer wegfuhr, musste alles erklären, selbst ein Lächeln. Wahrscheinlich hatte auch Penelope Odysseus gefragt, weshalb er lächelte. »Der hatte wenigstens allen Grund dazu«, sagte Walter.

»Wer?«, fragte Jettel.

»Wer?«, plapperte Regina nach. Wieder die gleiche Ton-

lage wie Jettel, die gleiche Mimik. Sie sah so ernst aus, als könnte sie verstehen, was geschah.

In den letzten sechs Monaten, seit dem Abschied von dem Apfelbaum im großen Garten, von Anna, dem geliebten Kindermädchen, und von Leobschütz, wo sie geboren worden war und sämtliche Straßen um den A sternweg herum kannte, hatte sich Regina ebenso sehr verändert wie die äußeren Lebensumstände ihrer Eltern. Sie fragte nur noch selten nach den Dingen, die fünfjährige Kinder, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen, sonst wissen wollen. Regina schaute nicht nach Sonne, Mond und Sternen, sie träumte nicht von Märchenprinzessinnen und fürchtete sich nicht vor Hexen, die es auf brave Kinder abgesehen haben. Regina, herausgerissen aus einer gleichmäßig temperierten Welt von Liebe und Geborgenheit, begehrte allzeit Auskunft über die neue Wirklichkeit. Unter gewöhnlichen Umständen hätte es die Familie entzückt, wie verständig und vernünftig das Kind geworden war. In der gegenwärtigen Situation indes waren Reginas schnelle Auffassungsgabe und ihre Wissbegier eine Belastung. Eine Frage zur falschen Zeit und am falschen Ort konnte lebensgefährlich werden.

Unbestimmte Andeutungen und bewusste Umschreibungen, um Geschehnisse und Vorhaben zu verschleiern, von denen außerhalb der großmütterlichen Wohnung niemand etwas wissen durfte, genügten oft nicht, um die Fünfjährige zu täuschen. »Sie hört das Gras wachsen«, sagte ihre Großmutter.

»Wenn du mich fragst, dann sät sie es«, seufzte ihr Vater. Regina war, weil ohne Geschwister und kaum mit gleichaltrigen Kindern aufgewachsen, immer altklug gewesen. Seit dem Umzug von Leobschütz nach Breslau war sie

hellhörig geworden – und bedrohend neugierig. Sie hatte einen früh ausgeprägten Instinkt für die Stimmungen und Ängste der Erwachsenen, dazu ein außergewöhnliches Gedächtnis für Einzelheiten, von denen ihre Eltern den Himmel anflehten, sie würde sie entweder nicht mitbekommen haben oder auf der Stelle vergessen. Das geschah jedoch schon deswegen nicht, weil Regina es nie leid wurde, sich die Gespräche der Erwachsenen anzuhören.

Aus Angst, sie würde beim Einkaufen, bei Spaziergängen im Park oder vor den Nachbarn im Hausflur Zukunftspläne ausplappern oder Gespräche wiederholen, von denen nichts bekannt werden durfte, hatte Regina erst beim Frühstück von der anstehenden Reise des Vaters erfahren. Kein Ziel war genannt worden, der Name des Schiffs nicht erwähnt. Trotzdem hatte Regina spontan gewittert, dass etwas von enormer Wichtigkeit bevorstand, und zur allgemeinen Bestürzung hatte sie gefragt, ob es in Nairobi auch Kinder gebe. »Oder nur Löwen und Mohren?«

Während der Fahrt im Taxi und auch noch auf dem Bahnhof hatte sie bis zu dem Moment, da ihr Vater sie hatte wegschicken wollen, kein Wort gesagt. Erst der Trotz hatte ihre Zunge gelöst. »Warum?«, bohrte sie zum zweiten Mal, »warum willst du, dass wir jetzt gehen?«

Weil wieder einmal alle so taten, als hätten sie ihre Frage nicht gehört, wurde sie wütend und stampfte mit dem linken Fuß auf. Die neuen weißen Gamaschenhosen, die sie am Morgen nicht hatte anziehen wollen, weil nur kleine Kinder Gamaschenhosen trugen, wurden nass. Braune Spritzer von den Füßen bis zu den Knien. Kleine graue Schneehaufen fielen von den neuen Schnürstiefeln ab.

Sie zerschmolzen auf dem Boden von Gleis sieben zu winzigen Pfützen.

»Meine Handschuhe sind aber ganz trocken«, sagte sie triumphierend und hielt ihrem Vater beide Hände hin.

Walter wollte seine Tochter an sich ziehen, ihr beweisen, dass er ihr nicht zürnte und dass ihm Spritzer auf weißen Gamaschen absolut gleichgültig waren, doch mit einem Mal konnte er sich nicht mehr bewegen. Sein Körper war steif und kalt, und immerzu schoben sich wabernde schwarze Hügel vor seine Augen – Lavaberge der Verzweiflung. Er schämte sich seines Kleinmuts, doch ihm fiel nichts ein, was er hätte sagen können. Trotzdem gelang es ihm, nach ein paar Sekunden die Schultern zu straffen und den Kopf zu befreien. Er grub seine Hände in die Manteltaschen, schob seinen rechten Fuß in eine der Pfützen und sagte: »Huch!« – so keck, als wäre ihm nur ein kleines Bubenmissgeschick passiert. Er hatte fest damit gerechnet, dass seine kleine schauspielerische Einlage Regina ablenken würde. In dieser Beziehung reagierte sie wie alle Fünfjährigen: Es machte ihr Spaß, wenn andere zu Schaden kamen. Doch sie sah ihn sehr ernst und ziemlich verblüfft an. Wieder wurde sich der Vater bewusst, wie sehr sich seine Tochter von der Natürlichkeit der Kinder fortentwickelt hatte; er hätte sich absolut nicht gewundert, wenn sie ihn ermahnt hätte, nicht so albern zu sein und besser auf seine neuen Schuhe zu achten.

Der Gedanke an die neuen Schuhe, in der letzten Woche in Leobschütz gekauft, tat ihm nicht gut. Walter dachte an den Mann, der sie ihm verkauft hatte. Er hatte ihn nie zuvor gesehen; sie hatten kaum miteinander gesprochen, doch der Verkäufer war absolut im Bild gewesen. Beim

Zahlen hatte er fünf Mark nachgelassen. Ohne ein Wort der Erklärung.

Obwohl sich Walter wehrte, fiel ihm beim Thema neue Schuhe seine früh verstorbene Mutter ein; er fragte sich und nicht zum ersten Mal, was die wohl zu einem Sohn gesagt hätte, der dabei war, nach Afrika abzufahren und seine Frau und sein Kind zurückzulassen. Sein Vater und Liesel, seine Schwester, hatten ihn einen eigensinnigen, verantwortungslosen Idioten genannt, was Jettel so gut getan hatte, dass sie immer noch davon sprach, doch Walter war bei seinem Entschluss geblieben. »Erst eine Arbeit finden und dann die Familie nachkommen lassen«, erzählte er jedem, der ihn zur Rede stellte.

Die Mutter hatte ihn grundsätzlich nicht mit neuen Schuhen auf Reisen gelassen. »Das tun nur Spießer«, hörte Walter sie sagen. Ihre Stimme war immer noch klar. In zwei Wochen jährte sich ihr Todestag zum zwölften Mal. Zum ersten Mal würde der Sohn keine Kerze zur Jahrzeit anzünden. Nicht auf dem Schiff und mit zwei Fremden in der Kabine. Wenn er erst eine feste Adresse hatte, würde er seinen Vater bitten, ihm Jahrzeitkerzen nach Afrika zu schicken. Beim Packen hatte er nicht an sie gedacht. Einen fatalen Moment ließ Walters Aufmerksamkeit nach. Er hatte sich vorgenommen, sich bis zur Abfahrt noch mehr zusammenzureißen als in den letzten Tagen und die Gedanken nicht schweifen zu lassen, doch die Bilder seiner Jugend hämmerten gnadenlos auf ihn ein.

»Dabei bin ich damals nie weiter als bis nach Hirschberg gefahren«, erinnerte er sich. Wie war er bloß auf Hirschberg gekommen? Er hatte in den letzten Monaten wahrhaftig keinen Moment an Hirschberg gedacht. Dort hatte

er Abitur gemacht und war nur zu einem Klassentreffen im Jahr 1927 wieder hingekommen.

»Was ist los?«, fragte Jettel.

»Vergiss es«, sagte Walter, »dein Mann ist ein Trottel. Ein ganz erbärmlicher Idiot.«

Trotz der Januarkälte, die noch in der Bahnhofshalle den Atem dampfen ließ, wurde ihm heiß. Und übel. Trotzdem verlangte es ihn nach einer Zigarette, aber sein Sinn für Haltung und Würde sträubte sich, den Abschied mit einer so profanen Handlung einzuläuten. Eine Trennung, von der man nicht wusste, wie lang sie vom Schicksal bemessen war, erforderte bestimmt eine tragende Geste, wenigstens ein bedeutsames Wort, das in Erinnerung blieb. In der Jugend hatte der Schüler Redlich immer wieder bedauert, dass ihm das Romantische so gar nicht gegeben war. Die meisten seiner Mitschüler hatten Gedichte verfasst oder feinsinnige Sprüche gesammelt, um beim Rendezvous die Mädchen zu beeindrucken. Er hingegen hatte der schönen Rosemarie einen Erzählband von Ernst von Wildenbruch mit dem Titel »Das edle Blut« geschenkt. Doch die blonde Angebetete mit dem reizvollen Silberblick hatte Walter einen komischen kleinen Spießler genannt, und er war nie dahintergekommen, was an Wildenbruch nicht stimmte. Betreten steckte er die Packung »Juno« zurück in die Manteltasche. Er überlegte, wie er sich künftig Zigaretten kaufen sollte – er wusste ja noch nicht einmal, wie er in Kenia den Unterhalt für Frau und Kind verdienen sollte. »Ich werde das Rauchen aufgeben«, beschloss er.

»Warum?«, fragte Jettel. »Du hast doch dein ganzes Leben geraucht. Es muss doch nicht alles anders werden.«

»Ein bisschen anders wird uns ja gar nicht so viel schaden.

Alles fließt, hat Heraklit gesagt. Mir hat der Gedanke immer gefallen.«

Noch floss der Fluss nicht zu neuen Ufern. Am Vortag hatte er Jettel nicht davon abhalten können, Regina die verflixten neuen Gamaschenhosen zu kaufen. Und dann auch noch die albernen Stiefel aus hellem Ziegenleder. Wenn Gott es gut mit ihnen meinte, würde Regina nur noch diesen einen Winter in Breslau erleben und danach keine Gamaschenhosen mehr zu sehen bekommen – und Schnee schon gar nicht. In der Kinderabteilung von Wertheim hätte Walter aber nicht mit Jettel über die Mode und die Witterung in Afrika diskutieren können, ohne dass die Verkäuferin mitbekommen hätte, dass von Auswanderung die Rede war und dass sie es mit Juden zu tun hatte. Mit ihrer üblichen Chuzpe hatte Jettel das Dilemma umgehend zu nutzen gewusst. Nicht nur, dass sie für Regina die Gamaschenhosen mit den unpraktischen Stiefeln kaufte. In der Hutabteilung, in die sie Walter versehentlich bugsierte, ergatterte sie für sich eine unglaublich teure Kappe mit Pelzumrandung. Die würde in Kenia genauso fehl am Platz sein wie das Bürgerliche Gesetzbuch, seine Doktorrolle und die Urkunde seiner Ernennung zum Notar. Von den Beweisen für sein Leben in Stolz und Ehren hatte sich Walter beim Packen trotz eines ehelichen Gewitters, das noch in der Küche zu hören war, nicht trennen können. Jettel, die den Platz in Walters Koffer für ihr graues Gabardinkostüm nutzen wollte, das ihr voranreisen sollte, hatte ihn einen sentimental Narren genannt.

Als Jettel schon schlafen gegangen war, hatte er mit Ina zum letzten Mal ein Glas Schlehschnaps getrunken. Er hatte sie gebeten, nach seiner Abfahrt ernsthaft mit ihrer

Tochter zu reden und ihr klarzumachen, dass sie nicht mehr die hoch verehrte Gattin eines Rechtsanwalts und somit auch nicht mehr die feine »Frau Doktor« war, sondern die Frau eines Emigranten und Habenicht, dem man Beruf, Ansehen und Heimat genommen hatte. »Sie ist nichts, und ich bin nichts«, hatte er seiner Schwiegermutter erklärt. »Und null und null gibt null, aber rechnen kann ja deine dickschädelige Tochter auch nicht. Ihr Mann ist ein Nebbich. Er ist auf dem Weg in ein Leben, in dem es ganz bestimmt nicht auf Fellmützen ankommt, mit denen die gnädige Frau im Caféhaus fremden Männern den Kopf verdreht, sondern auf Hände, die zupacken können. Sämtliche der verdammten gesellschaftlichen Gepflogenheiten, an die wir uns noch festgeklammert haben, als das Boot schon am Sinken war, sind keinen Pfifferling mehr wert. Wie die Vollidioten haben wir uns benommen, und ich werde mir das bis zum letzten Tag meines Lebens nicht verzeihen. Von jetzt ab muss deine Frau Tochter jeden Pfennig für die Schiffspassagen zurücklegen, die sie hoffentlich in ein paar Monaten schon buchen kann. Sag ihr das. Am besten drei Mal täglich.«

»Sie wird das alles noch lernen«, hatte Ina ihren Schwiegersohn beschwichtigt. »Lass ihr Zeit. Jettel war immer eine, die Zeit brauchte, um zu kapieren, was die Uhr geschlagen hat. Aber sie hat ein gutes Herz, und sie liebt dich. Vergiss das nie.«

»Sag das Hitler!«, hatte Walter rasoniert. »Sag ihm, er soll uns Zeit lassen, uns daran zu gewöhnen, dass wir verachtete Ausgestoßene sind, die sich für jeden Tritt in den Hintern auch noch bedanken müssen.«

Mit einem zweiten Schlehenschnaps hatte er eine Schlaf-

tablette genommen. Ina hatte darauf bestanden. Geweint hatte sie erst, als sie allein war.

Nun hatte Jettel rote Augen. Mit der neuen roten Kappe, die ihr zu Walters Verärgerung besonders gut stand, wartete sie am Breslauer Hauptbahnhof auf die Einfahrt eines Zuges, den sie verfluchte. Obwohl sie mit erhobener Rechter geschworen hatte, das nie vor Regina zu sagen, sprach Jettel von einem Abschied fürs Leben. Sowohl ihre Tränen als auch die schmeichelnde Biberumrandung ihres Gesichts machten sie schön.

Trotz seiner Not ließ sich Walter einen Herzschlag lang weich stimmen. Jettel gehörte zu den wenigen Frauen, deren Schönheit nicht litt, wenn sie weinte. Solche Frauen blieben immer eine Spur geheimnisvoll. Und begehrenswert. »In ihren Augen glitzern Diamanten«, hatte Martin Batschinsky gesagt, als die sechzehnjährige Jettel ihm beim Abschlussball der Studententanzstunde die Vernunft raubte.

Nur im allerletzten Moment konnte sich Walter davor zurückhalten, Martins Namen auszusprechen. Er biss sich auf die Lippen. Wie Regina, wenn sie fürchtete, Dinge auszulappern, die sie nicht wissen durfte. Ausgerechnet von seinem besten, dem ältesten Freund hatte Walter sich nicht mehr verabschieden können. Martin Batschinsky war unauffindbar gewesen, Adresse: unbekannt verzogen. Hoffentlich nicht nach Buchenwald. Greschek, der Getreue, hatte das ausgesprochen. Er verehrte Martin. Allerdings hatte Heini Wolf vor zwei Wochen erzählt, Martin wäre unterwegs nach Johannesburg.

Trotz der Tanzstunde, die sie beide – Jettels wegen – kurzfristig zu Rivalen gemacht hatte, war Walter nie eifersüchtig auf seinen Freund und Weggenossen ge-

wesen. Martin, der fröhliche Sieger, der weder Pessimismus noch Zagen buchstabieren konnte, wurde ab dem ersten Semester in Breslau ein strahlender Fixstern an Walters Firmament. Zunächst verband die beiden die Liebe zur gemeinsamen Heimat Oberschlesien, bald auch der derbe Humor und die trotzige Aufrichtigkeit, die charakteristisch für die Region waren. Hinzu kam der Umstand, dass sie beide ein Zimmer bei der Wirtin Walburga Piokowsky mieteten, die ihre »jungen Herren« jeden Sonntagmorgen mit zwei Stück frisch gebackenem Mohnstriezel weckte und ihnen jeden Mittwochmittag Hefeklöße mit warmem, selbst getrocknetem Backobst kochte. Das Duell um Jettel entschied Martin auf eine für ihn ungewohnt großzügige Art. Gerade noch rechtzeitig begriff er, dass es Walter war und nicht er, der die kapriziöse, verwöhnte Jettel wirklich liebte. Er wurde Trauzeuge und später häufiger, stets bejubelter Gast, als die beiden nach Leobschütz zogen, wo das Hausmädchen Anna und das Baby Regina gemeinsam um seine Gunst buhlten.

Ausgerechnet in den letzten Minuten, die ihm blieben, um die Bereitschaft zum Aufbruch und Neubeginn in sein Herz zu pflanzen und seiner Familie Mut zu machen, dachte Walter mit einem Anflug von Neid an Martin. Das war ihm in all den Jahren, die sie gemeinsam verbracht hatten, keinen Tag widerfahren. »Nein«, flüsterte er entsetzt; er faltete seine Hände hinter dem Rücken und meinte, es hätte ihn keiner gehört.

Durch das Entgegenkommen eines gutmütigen Schreiners war es Martin gelungen, gleichzeitig Jura zu studieren und eine Tischlerlehre zu machen. Die Idee stammte von Martins Vater, einem wohlhabenden Viehhändler aus



Stefanie Zweig

Nur die Liebe bleibt

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40516-5

Heyne

Erscheinungstermin: November 2007

Nirgendwo in Afrika: Wie alles begann

Regina erlebt das Abenteuer der Emigration an der Seite ihrer Eltern, die 1938 Oberschlesien verlassen. Schon auf der Zugfahrt nach Nairobi erliegt sie dem Zauber Afrikas.



Der Titel im Katalog